

## Kapitel 11: Der Kampf um Regierungsmacht

---

Am 14. Juli 1927 verkündet ein Schöffengericht den Freispruch von drei Angehörigen der Frontkämpfervereinigung, die am 30. Jänner 1927 aus einem Fenster des Gasthofs Tscharmann im burgenländischen Schattendorf auf eine Gruppe von Schutzbündlern geschossen haben. Ein 40jähriger kriegsinvalider Österreich-Kroate und ein mitlaufender sechsjähriger Bub kommen zu Tode. Die Schöffen fällen im Zweifel einen Freispruch, weil für sie nicht klar wird, wer von den drei Angeklagten die tödlichen Schüsse abgegeben hat. Die Abstimmung der Schöffen fällt sehr knapp aus. Nach der geltenden Prozessordnung kann der Richter das Urteil nicht aufheben, auch wenn er es wie der Staatsanwalt für ein Fehlurteil hält. Über den Freispruch der Angeklagten gibt es Rekonstruktionen des Gerichtsverfahrens und rechtswissenschaftliche Erläuterungen.<sup>1</sup> Die öffentlich wirkmächtigste, aber auch unglücklichste Deutung gibt der Chefredakteur der *Arbeiter Zeitung*, Friedrich Austerlitz. Sein Leitartikel vom 15. Juli gipfelt in der Behauptung, der Freispruch durch das Schöffengericht sei bereits »der Bürgerkrieg«.

»Die bürgerliche Welt warnt immerzu vor dem Bürgerkrieg; aber ist diese glatte, diese aufregende Freisprechung von Menschen, die Arbeiter getötet haben [...] nicht schon selbst der Bürgerkrieg? Wir warnen sie alle, denn aus einer Aussaat von Unrecht, wie es gestern geschehen ist, kann nur schweres Unheil entstehen.«<sup>2</sup>

---

1 Eine detaillierte Rekonstruktion des Schattendorf-Prozesses findet sich bei Viktor Liebscher, Die österreichische Geschworenengerichtsbarkeit und die Juliereignisse 1927. In: Die Ereignisse des 15. Juli 1927. Protokoll des Symposiums in Wien am 15. Juni 1977, Wien 1979, 60–99. Vgl. auch Janko Ferk, Rechtliche und rechtswissenschaftliche Sichtweisen der Ereignisse am 15. Juli 1927. In: Bundesministerium für Justiz / Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft / Cluster Geschichte, Hg., 80 Jahre Justizpalastbrand. Recht und gesellschaftliche Konflikte. Symposium Justiz und Zeitgeschichte, 11. und 12. Juli 2007 in Wien (= Justiz und Zeitgeschichte 33). Innsbruck u.a. 2008.

2 Vgl. Friedrich Austerlitz, Die Mörder von Schattendorf freigesprochen! In: Arbeiter-Zeitung Nr. 193/1927 (XL. Jahrgang), 15. Juli 1927, 1.

Das Empfinden eines großen Unrechts, und es ist nicht das erste dieser Art, ergreift Tausende Menschen. Wieder bestätigt sich, dass empfundenes Unrecht politische Revolten und Proteste auslösen kann.<sup>3</sup> Dass in dem vom Schöffengericht verhandelten Fall ein sechsjähriges Kind zu Tode kommt, mag die Empörung über den Freispruch noch erhöhen. Am frühen Morgen des 15. Juli 1927 versammeln sich in Wien Arbeiter und Angestellte in Fabriken und auf Baustellen, um den Leitartikel der *Arbeiter Zeitung* zu diskutieren. Noch am selben Vormittag machen sich Hunderte, wenn nicht Tausende auf den Weg in die Innere Stadt. Man sagt, sie seien führerlos und meint, sie seien kopflos. Aber es ist kein Zufall, dass sie schließlich den Justizpalast zum Ziel ihres Protestes wählen.

Wie handelt und entscheidet eine »offene Masse«, von der Elias Canetti Jahre nach dem Ereignis schreiben wird, dass sie gar nicht notwendig einer Führung bedürfe? Die Polizeidirektion behauptet in ihrem Bericht sinngemäß, die Demonstranten seien eine Horde Asozialer, ein Pöbel ohne jede Moral und ohne legitimes Ziel. Es ist nicht verwunderlich, dass die Interpretationen des Ereignisses seither nicht in Übereinstimmung zu bringen sind. Auch führende Sozialdemokraten und Demonstranten gelangen zu keiner einhelligen Deutung. Das Ereignis ist und bleibt *polysem*. Je nach Standpunkt bedeutet es Verschiedenes.

Was aber hat das Ereignis mit dem Thema meines Buches zu tun? Der verstorbene Zeit- und Kulturhistoriker Siegfried Mattl vermutete, dass sich »die Handlungen und Verhaltensformen entgegen der Deutung der Polizei und des politischen Gegners nicht als arbiträre und blindwütige,führungs- und richtungslose Akte abtun (lassen). (Denn) Plünderungen und ähnliche kriminelle Akte blieben aus.<sup>4</sup> Diesem Hinweis gehe ich nach. Gehen die so oft beschworene Ordnungsmacht der SDAP und das großes Projekt der Erziehung des Volkes zu besonnenen Staatsbürger\*innen in der Empörung eines einzigen blutigen Tages zu Grunde?

Die sozialdemokratische Führung bezichtigt die Demonstrant\*innen wie missratene Schüler mangelnder Disziplin. Sie hätten sich an die Anweisungen der Parteispitze halten sollen. Demonstrant\*innen und andere Kommentatoren sehen hingegen ein Versagen der SDAP-Führung und des Schutzbund-Führers Julius Deutsch. Funktionäre des Republikanischen Schutzbundes, der Wiener Bürgermeister Karl Seitz auf einem Feuerwehrauto und Führer der SDAP hinter den Gardinen des nahen Parlaments fürchten sich vor den wütenden Demonstrant\*innen. Was in diesen vorgeht und was sie antreibt, wissen am ehesten die Überlebenden. Kurt Hahn, Sohn eines Sozialdemokraten und Freidenkers, begleitet seinen Vater auf dem Marsch durch die Thaliastraße in Ottakring über die Lerchenfelderstraße bis zur Ringstraße und zum Justizpalast.

»Das war so, dass damals die Arbeiter die Thaliastraße hinuntermarschiert sind, und mein Vater hat sich mit mir dem Zug angeschlossen. Ich hab sogar gesehen bei einem

<sup>3</sup> Vgl. Barrington Moore, Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand, Frankfurt a.M. 1982.

<sup>4</sup> Siegfried Mattl, Der Justizpalastbrand – ein traumatisierendes Ereignis. Zur Erzähl- und Erinnerungsproblematik des »Juli 1927«. In: Bundesministerium für Justiz / Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft / Cluster Geschichte, Hg., 80 Jahre Justizpalastband. Recht und gesellschaftliche Konflikte. Symposium Justiz und Zeitgeschichte 11. und 12. Juli 2007 in Wien, Innsbruck u.a. 2008. 137–144, hier 140.

Bau, dass Leute vom Gerüst heruntergekommen sind und mitmarschiert sind. Das war damals eine große Erregung! Wir sind reinmarschiert bis zum Justizpalast. Wir waren dann hinten, und mein Vater hat schon alleine wegen mir Angst gehabt und hat sich eher an der Peripherie gehalten; es war ja schon eine sehr erregte Stimmung.«<sup>5</sup>

Willi Horvath, im Sommer 1927 Bauarbeiter auf der Großbaustelle des Karl Marx-Hofes in der Heiligenstädter Straße, erinnert sich:

»Viele Hunderte haben dort gearbeitet auf dem Karl Marx-Hof. Da sind wir komplett in einem riesigen Zug hineinmarschiert. Mit der Fahne voran, der Scharl hat sie getragen, so sind wir hineingezogen.«<sup>6</sup>

Die Polizeidirektion weiß freilich, dass Arbeiter\*innen von Baustellen und Großbetrieben in das Stadtzentrum marschieren und sich einige mit Holzlatten und eisernen Klampfen von Baustellen ausrüsten. Polizeipresident Schober entscheidet, berittene Polizei gegen sie einzusetzen. Den vor dem Parlament postierten Reitern gelingt es, die Demonstranten von der Parlamentsrampe abzudrängen. Nun wird der seitlich hinter dem Parlament gelegene Justizpalast zu ihrem Ziel. Der gerade einmal 16 Jahre alte Emil Huck staunt, dass berittene Polizisten die Demonstranten mit Säbelattacken zerstreuen wollen und einzelne Demonstranten beginnen, sich diesen Attacken zu widersetzen, Polizisten vom Pferd reißen, Widerstand leisten mit Prügeln, mit Holzprügeln, mit Steinen.<sup>7</sup> Einige Polizeireiter stürzen von ihren Pferden und flüchten zu Fuß. Gegen Mittag dringen Demonstranten in den Justizpalast ein und werfen Akten durch die Fenster auf die Straße.<sup>8</sup> Die verstreuten Akten werden auf Haufen geworfen und angezündet. Jemand legt auch im Inneren des Justizpalastes Feuer. Die Feuerwehr kann durch die dichte Menschenmasse nur langsam an den Palast herankommen. Die Interpretation Canetts, die Demonstranten wollten damit erreichen, dass das Feuer möglichst lange brennt, scheint plausibel, unterstellt aber doch einen kollektiven Willen, den es vielleicht gar nicht gibt. In seiner Autobiographie *Die Fackel im Ohr* schreibt Canetti:

»Das Feuer ließ die Menschen nicht los, der Justizpalast brannte während Stunden, und die Zeit, während der er brannte, war auch die Zeit der größten Erregung. Es war ein sehr heißer Tag, auch wo man das Feuer selbst nicht sah, war der Himmel weithin rot und es roch nach verbranntem Papier, von tausend und abertausend Akten. [...] Das Anzünden des Justizpalastes hatte ich selbst nicht gesehen, doch erfuhr ich davon, bevor ich Flammen sah, durch die Änderung im Ton der Masse. Man rief einander zu, was geschehen war, ich verstand es erst nicht, es klang freudig, nicht gellend, nicht gierig, es klang befreit. Das Feuer war der Zusammenhalt. Man fühlte das Feuer, seine Prä-

<sup>5</sup> Interview 65 mit Kurt Hahn, geboren 1915 in Ottakring, Wien 16.

<sup>6</sup> Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Ottakring, Wien 16.

<sup>7</sup> Interview 53 mit Emil Huck, geboren 1911 in der Brigittenau, Wien 20.

<sup>8</sup> Vgl. Gerald Stieg, Frucht des Feuers. Canetti, Doderer, Kraus und der Justizpalastbrand, Wien 1990, 26.

senz war überwältigend, auch dort, wo man es nicht sah, hatte man's im Kopf, seine Anziehung und die der Masse waren eins.<sup>9</sup>

Nachdem Bürgermeister und Landeshauptmann Karl Seitz den Einsatz des Bundesheeres als unverhältnismäßig abgelehnt hat, entscheidet sich Polizeipräsident Johannes Schober zu einer neuen Strategie. Sechshundert mit Karabinern aus Beständen des Bundesheeres bewaffnete Polizisten treffen um 14.30 Uhr im Parlamentsviertel ein, bilden Schützenketten und feuern Gewehrsalven auf Demonstrant\*innen und Passant\*innen. Binnen Minuten zerbricht die Illusion, die staatliche Exekutive würde durch die Macht der die Stadt regierenden Sozialdemokratie in Schach gehalten.

» [...] auf einmal haben sie *Gewehre* gehabt, die sie früher überhaupt nicht gehabt haben, und haben begonnen, nicht etwa in die Luft zu schießen, sondern die Leute sind wirklich auf die Erde gepurzelt, sind liegengeblieben. [...] Für die Leute war das ja nicht vorstellbar, dass ganz einfach auf sie geschossen wird. Ich meine, das war ja damals, das hat irgendwie der Vergangenheit angehört, der *grauen* Vergangenheit, aber doch nicht in *Wien*...«.<sup>10</sup>

Viele Demonstrant\*innen laufen davon, andere merken im Durcheinander der Stimmen und Schreie die Salven zu spät und werden im Stehen in die Brust oder in den Rücken getroffen. Unter den 94 Getöteten sind 16 Frauen und Mädchen.<sup>11</sup> Die genaue Zahl der Verwundeten ist unbekannt, denn verwundete Demonstranten vermeiden es, einen Arzt oder ein Krankenhaus aufzusuchen, um nicht verhaftet zu werden. Der Polizeibericht spricht von 548, die *Arbeiter Zeitung* hingegen von über tausend Verwundeten. Die gerichtsarztliche Obduktion von dreißig Leichen ergibt, dass die Polizei Übungsmunition des Österreichischen Bundesheeres (»Scheibenschußmunition«) verwendet hat, die besonders schwere Schussverletzungen erzeugt.<sup>12</sup> Die Entscheidung des Polizeipräsidenten, Gewehrsalven auf unbewaffnete Bürger\*innen anzuordnen, findet im Polizeibericht eine offizielle Legitimation. Der Bericht wertet die Demonstranten ab, wie man es auch von anderen Ereignissen kennt. Von »Menge«, »Exzedenzen« und »Pöbel« ist die Rede.<sup>13</sup> Was in Amtssprache herabgewürdigt wird, ist eine vielfältige Menge von Individuen. Der Zeithistoriker Gerhard Botz recherchiert, dass Lehrlinge, Facharbeiter\*innen und Hilfsarbeiter\*innen, Angestellte und Beamte\*innen, Künstler\*innen und Student\*innen und

9 Elias Canetti, *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931*, München/Wien 1980, 279. Seine Theorie der Masse arbeitet Canetti aus in *Masse und Macht*, Düsseldorf 1960.

10 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in, Ottakring, Wien 16.

11 Der Polizeipräsident Johannes Schober ist für 94 Tote (89 Zivilisten, 4 Polizisten, einen Kriminalbeamten) sowie für Hunderte Verletzte hauptverantwortlich. Vgl. Peter Autengruber, Birgit Nemec, Oliver Rathkolb, Florian Wenninger, *Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch*, Wien 2014, 144.

12 Vgl. Gerhard Botz, Die »Juli-Demonstranten«, ihre Motive und die quantifizierbaren Ursachen des »15. Juli 1927«, in: *Die Ereignisse des 15. Juli 1927*, hg. v. Rudolf Neck u. Adam Wandruszka, Wien 1979, 55.

13 Vgl. *Jahrbuch der Polizeidirektion in Wien*, 1927, 6.

auch Spaziergänger unter den Toten sind.<sup>14</sup> Etwa zwei Drittel der Getöteten sind unter dreißig Jahre alt, was das Ereignis »beinahe als einen Protest der Jugend Wiens« erscheinen lässt.<sup>15</sup>

Während Polizisten unbewaffnete Menschen erschießen, tagt die Führung der Sozialdemokratischen Partei in ihren Clubräumen im nahen Parlament. Im Protokoll der Sitzung heißt es:

»Die Sitzung war wiederholt von Schießereien in der unmittelbarsten Umgebung unterbrochen. Und es war dabei Gelegenheit, das Vorgehen der Polizei auf dem Ring und am Schmerlingplatz genauestens zu beobachten.«<sup>16</sup>

Das Protokoll zeigt das distanzierte Verhältnis der Parteiführung zu den Demonstrant\*innen, die nicht alle, aber zu einem guten Teil ihre Wähler\*innen sind. Erleidet auch das Bildungskonzept der Austromarxisten an diesem Tag eine Niederlage?

Einer der jungen Demonstranten ist Willi Horvath, im Juli 1927 gerade 21 Jahre alt. Sein Leben lang bleibt er, was Antonio Gramsci einen »organischen Intellektuellen« nennt. Noch als alter Mann ist er im Gespräch mit mir überzeugt, die kapitalistische Gesellschaft durch Bildung und Bildungspolitik zwar nicht grundlegend verändern, aber doch verbessern zu können. Am Morgen des 15. Juli 1927 befindet er sich auf der Baustelle des Karl Marx-Hofes und reiht sich in den Menschenzug ein, der in das Regierungsviertel marschiert. In den Mittagsstunden, nach dem langen Marsch und von den Attacken der Polizei körperlich erschöpft, hoch erregt, aber keineswegs gedankenlos beteiligt er sich auch an der Erstürmung der Redaktionsräume der *Wiener Neuesten Nachrichten*, dem Blatt der Großdeutschen Partei, der Polizeipräsident Schober nahe steht. Einige Demonstrant\*innen werfen Manuskripte und Schreibpapier auf die Straße.

»Weil das Tor zugesperrt war, sind wir durch die eingeschlagenen Fenster hinein in die Redaktion und haben alles, was in der Redaktion drin war, auf die Straße geworfen. Und ich schau gerade bei einem Fenster hinein, kommt einer heraus mit einer Wanduhr in der Hand, irgendeine Hängeuhr in der Hand und will diese Uhr einstecken, ein Fremder, ein ganz fremder Bursch. Und ich seh das und sag zu ihm: Hearst du wirst doch nicht von diesen Leuten, von diesen Püchern, was nach Haus tragen wollen?! – Und der schaut mich an, nimmt die Uhr, haut sie auf die Straße, ein Kracher, und die Uhr ist hin, hundert Teile herum. Also sehen Sie, [...] meine fünf Worte haben genügt, dass er kein Plünderer wird.«<sup>17</sup>

Selbst in einem Moment hoher Erregung gibt Willi Horvath seine besonnene Haltung nicht auf und zeigt das feine Gespür des ehemaligen Gassenjungen für den Unterschied

<sup>14</sup> Vgl. Gerhard Botz, Die »Juli-Demonstranten«, ihre Motive und die quantifizierbaren Ursachen des »15. Juli 1927«, 17ff.

<sup>15</sup> Ebd., 23.

<sup>16</sup> Zitiert nach Gerald Stieg, Frucht des Feuers. Canetti, Doderer, Kraus und der Justizpalastbrand, Wien 1990.

<sup>17</sup> Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Wien 16, Ottakring.

zwischen legitimem Protest und kriminellem Handeln. Der Grat zwischen beidem ist gewiss schmäler als an anderen Tagen. Die Reihe der Zielobjekte (Parlament, Justizpalast, eine deutschationale Zeitungsredaktion, eine Wachstube) zeigt, dass die ungeführte Masse keineswegs orientierungslos ist. Sie sucht Objekte, die in ihrer Perspektive für das empfundene Unrecht stehen. Elias Canetti spricht von einer »offenen Masse«, die keiner Führung bedürfe.

»Ein für allemal hatte ich hier erlebt, was ich später eine *offene Masse* nannte, ihre Bildung durch das Zusammenfliegen von Menschen aus allen Teilen der Stadt, in langen, unbeirrbaren, unablenkbaren Zügen, deren Richtung bestimmt war durch die Position des Gebäudes, das den Namen der Justiz trug, aber durch den Fehlspruch das Unrecht verkörperte. Ich hatte erlebt, daß die Masse zerfallen muß, und wie sie diesen Zerfall fürchtet; daß sie alles daransetzt, nicht zu zerfallen; daß sie sich selbst im Feuer sieht, das sie entzündet, und um ihren Zerfall herumkommt, solange dieses Feuer besteht. Jeden Löschversuch wehrt sie ab, von der Lebensdauer des Feuers hängt ihre eigene ab. Sie lässt sich durch Angriffe in die Flucht schlagen, zersprengen und vertreiben, aber obwohl Getroffene, Tote und Verwundete vor aller Augen auf den Straßen liegen, obwohl sie selbst keine Waffen hat, sammelt sie sich wieder, denn das Feuer brennt noch und sein Schein erleuchtet den Himmel über Plätzen und Gassen. [...] Ich erkannte, daß die Masse keinen *Führer* braucht, um sich zu bilden, den bisherigen Theorien zum Trotz.«<sup>18</sup>

Der Anspruch der sozialdemokratischen Parteiführer hingegen, ihre Klientel nicht nur im Parlament und im Gemeinderat zu *repräsentieren*, sondern sie auch an diesem Tag einer großen Erregung erfolgreich anzuführen, ist hypertroph. Sie unterschätzen die reaktionäre Staatsmacht und den Zorn ihrer Klientel. Innenminister Carl Vaugoin und Polizeipräsident Johannes Schober führen mit ihrer Entscheidung, die Polizei mit Langwaffen auszustatten, den katastrophalen Ausgang herbei. Sie entschuldigen sich dafür nicht und sie werden auch nicht vor Gericht gestellt. Bei ihren Reden auf der Begräbnisfeier auf dem Zentralfriedhof und in der Debatte des Ereignisses im Parlament handeln die sozialdemokratischen Führer wieder auf dem Feld der Rhetorik, die sie so blendend beherrschen. Die linke Opposition in der Partei ist damit nicht mehr zu beruhigen. Das folgende Zitat ist einem Flugblatt entnommen, das eine Gruppe um Ilona Duczynska herstellt und verteilt:

»Wir fragen, wie sich jeder Sozialdemokrat mit Trauer und Erbitterung im Herzen in diesen Tagen fragen mußte: *wie ist es mit uns so weit gekommen?* Wie ist es gekommen, daß das Proletariat dem Gewehrfeuer der Polizei preisgegeben wurde, daß der *Schutzbund zwischen zwei Fronten geraten* ist und schließlich, waffenlos vor den Karabinern der Polizei stehend, blutig zusammengeschossen wurde? [...] Genossen! Jedem denkenden Arbeiter muß die Ursache dieser schwersten Niederlage, die unsere Partei je erlitten hat, jetzt langsam klar werden: Die Taktik, die die Leitung unserer Partei seit Jahr und Tag befolgt hat, war verhängnisvoll.«<sup>19</sup>

18 Elias Canetti, *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931*, München/Wien 1980, 281.

19 Unser Flugblatt, 1. Kursive Hervorhebungen im Original gesperrt, zitiert nach Veronika Helfert, Eine demokratische Bolschewikin: Ilona Duczynska Polanyi (1897–1978). In: Österreichische Zeit-

Wie die Partei auf dieses Flugblatt und andere Aktivitäten der Linksopposition antwortet, zeigt ihren parteibürokratischen Zentralismus. Sie stellt die Parteimitgliedschaft von Ilona Duczynska ruhend und ein Parteischiedsgericht schließt sie 1928 aus der Partei aus. Sie habe zu einer Demonstration gegen einen Aufmarsch der faschistischen Heimwehr in Wiener Neustadt aufgerufen und damit gegen einen Beschluss des Parteivorstandes verstößen.<sup>20</sup> Erst im Jänner 1934 wird sie wieder in die Partei aufgenommen. Nach dem Februar 1934 tritt sie in die KPÖ ein. Was immer die Parteiführung mit solchen Ausschlüssen gegen eine linke Opposition bezwecken mag, die Vielfalt der Meinungen in einer Massenpartei zu respektieren zählt offenbar nicht zu ihrem Verständnis von Politik. Sie unterscheidet sich darin kaum von der viel kleineren und leninistischen KPÖ. Die von Hans Kelsen um 1920 in Aussicht gestellte Entfaltung der repräsentativen, parlamentarischen Demokratie durch politische Bildung und Partizipation der Bürger\*innen scheitert auch am Zentralismus der sozialdemokratischen Partei.

---

schrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 26 (2015) 2, 166–189, hier 179. Nach dem 15. Juli 1927 arbeitet Duczynska in der Linksopposition und gründet die Zeitung *Der linke Sozialdemokrat*, zusammen mit Wilhelm Reich u.a. Nach ihrem Ausschluss aus der SDAP 1928 führt sie ihr Studium an der Technischen Hochschule Wien fort. Nach den Februarkämpfen 1934 tritt sie der KPÖ bei. Sie heiratet den Ökonomen und Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi, mit dem sie 1935 nach England emigriert. Karl Polanyi und Ilona Duczyńska sind die Eltern der kanadischen Wirtschaftswissenschaftlerin Kari Polanyi-Levitt, geboren 1923 in Wien.

20 Ebd.

